

Ordensleben und Studentin

Eine Entgegnung von Mater M. Theresia Breme, O. S. U.
Haselünne (Hannover)

Vorbemerkung der Schriftleitung: Studentinnen und andere Leser, die sich durch die nachfolgende Entgegnung angeregt fühlen, weiter in den Sinn des Ordenslebens einzudringen, seien darauf aufmerksam gemacht, daß die Verfasserin, Oberlehrerin am Oberlyzeum in Haselünne, ihren Standpunkt tief und eingehend begründet hat in dem vorzüglichen Bändchen: „Die Vollkommenheit, Armut, Keuschheit, Gehorsam im Ordensstande.“ Paderborn, Schöningh, 1931, 103 S., 8^o, 1.20 RM. Wir kennen aus neuerer Zeit keine Schrift, die nach Inhalt und Form den Ordensidealen so allseitig gerecht wird, wie das Bändchen von Mater M. Theresia, das außerdem den großen Vorzug hat, gänzlich aus der heutigen Fragestellung heraus geschrieben zu sein. Dasselbe gilt von ihren übrigen Schriften: „Vom Gebet“, „Buße“, „Liebe“, die ebenfalls im Jahre 1931 in Paderborn erschienen sind.

Der Artikel „Studentin und Ordensleben“ kann den Ordensgenossenschaften, in deren Namen ich hier sprechen möchte, Anlaß zu einer sehr fruchtbaren Besinnung werden, weshalb ich zunächst der Verfasserin meinen Dank ausspreche. Jedenfalls muß ich aber sie und mit ihr jene Studentinnen, deren Wortführerin sie ist, schwer enttäuschen, wenn ich feststelle, daß jene Besinnung, zu der sie anregt, nicht den Erfolg zeitigen wird, den sie im Interesse beider, der Studentinnen und der Ordensgenossenschaften, erzielen möchte. Die Frucht liegt auf jener ganz anderen Ebene, auf der auch das ganze Ordensleben seine Grundlagen und Ziele, all seine Lebensbedingungen hat, und nicht in jenem Lebensraum, von dem aus die Studentin das Ordensleben betrachtet und dem sie alle die Maßstäbe entnimmt, die ihrer Kritik zugrunde liegen.

Gewiß, es ist eine „wohlwollende“ Kritik, von den besten Absichten beseelt, von tiefem religiösen Ernst getragen; — aber sie ist nicht „zuständig“ und darum nicht zutreffend, da sie mit Maßen mißt, die keine Anwendung auf etwas dem Wesen nach so Ungleiches finden können. Es ist fast, als ob ein Blinder von Farben spricht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die angeführten Einzelheiten nicht zutreffend seien. Es stimmt schon, daß, wie die Verfasserin sagt, die „Ausstellungen“ (trotz der Besserungsversuche einzelner Klöster) „im Grunde zu Recht bestehen bleiben“, daß sie „mit Beispielen belegt und noch vielfach erweitert werden können“.

Wir wollen uns deshalb weder gegen die „Anklagen“ oder „Ausstellungen“ verteidigen, noch auch irgendwie Besserung versprechen. Wir wollen nur versuchen, zu zeigen, daß die Beurteilung einer vollkommen falschen Einstellung entspringt. Es ist nicht bloß das, was die Verfasserin auch schon zugibt, daß jemand, „der in diesem Stand schon glied- und seinsmäßig verwurzelt ist, vieles in anderer Beleuchtung sehen mag, als es der noch im Weltleben stehenden jungen Akademikerin oft erscheinen mag“. Dabei fällt einem das Bild von den Kirchenfenstern ein, die vom Markt aus trüb und dunkel und verworren scheinen: „Kommt aber nur einmal herein, begrüßt die heilige Kapelle; da ist's auf einmal farbig helle“ (Goethe).

Nein, es ist etwas ganz anderes. Mir scheint, daß die ganze Darstellung der von einem tiefen Ressentiment getragenen Auffassung unserer Studentinnen, aus der so viel Idealismus und religiöse Ehrlichkeit spricht, eine ergreifende Illustration ist zu dem Wort des göttlichen Heilandes: „Wer es fassen kann, der fasse es!“ (Matth. 19, 12.)

Der Mensch — als Mensch, auch als hochgebildeter, religiöser Mensch — hat kein Fassungsvermögen für die Werte, die der Heiland mit dem Ruf zum Ordensleben einigen Auserwählten bietet, in dem Er ihnen die Möglichkeit des Fassens gibt. Oder es fällt einem unwillkürlich die kleine Szene aus dem Evangelium ein: „Es sprach aber jemand zu Ihm: Ich will Dir folgen, wohin Du immer gehst. Jesus sprach zu ihm: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel des Himmels Nester, aber des Menschen Sohn hat nichts, wohin Er Sein Haupt lege“ (Luk. 9, 57 ff.). Den Sinn dieser Geschichte faßt der Heiland einmal in die Worte: „Nicht ihr habt Mich erwählt, sondern Ich habe euch erwählt.“ Das ist nun einmal das Grundgesetz für den Eintritt in das Ordensleben, daß man „berufen“, erwählt ist. Der Ordensstand teilt mit dem Priestertum die Würde, daß er die Funktion des göttlichen Stifters in seinem Reiche fortsetzt — und in diese Stellung kann und darf keiner sich hineindrängen. „Niemand nimmt sich selbst die Ehre (des Priestertums), sondern wer von Gott berufen wird wie Aaron“ (Hebr. 5, 4). Man nennt wohl auch die irdische Lebensaufgabe eines Menschen „Beruf“, und es ist wahr, daß sowohl die Eignung als auch die Bestimmung dazu von der göttlichen Vorsehung, der Lenkerin auch der Erdenschicksale, verliehen wird. Aber der Eintritt in einen irdischen Beruf hängt von mir ab, von meiner Einsicht in meine Möglichkeiten, und der Entschluß ist das Produkt vernünftiger Überlegung und williger Bereitschaft. Ganz anders der Ordensberuf. Die Lebensaufgabe, zu der er ruft,

liegt vollkommen auf dem übernatürlichen Gebiet des Gottesreiches, ist eine direkte Teilnahme an der Aufgabe des Heilandes, und so ist es Seine Sache, „Arbeiter in Seinen Weinberg zu dinge“. Nur von Ihm kann der Ruf ausgehen: „Komm und folge Mir nach!“

Da nun liegt der Grundirrtum der Studentin, wenn sie glaubt, frei der Frage gegenüberzustehen, ob sie sich einem Orden anschließen solle oder nicht. Ordensberuf kann keiner wählen, man kann ihm nur — in Einfalt — folgen. Es ist nicht so, daß jene ideal denkenden, religiös begeisterten Seelen, die in dem Aufsatz zu Worte kommen, in den Orden eintreten würden, falls die von ihnen beklagten „Mißstände“ nicht wären. Und wenn sie berufen wären, würden ihnen diese Mißstände nichts bedeuten; — denn so gerade ergeht der Ruf des Herrn an die Seele, daß Er ihr gibt, das zu fassen, was anderen verborgen ist. Es soll damit kein Urteil ausgesprochen werden über die religiöse und moralische Höhenlage der Seelen, die entweder berufen oder nicht berufen sind. Der Heiland richtet sich nicht nach „Verdienst“; übrigens kann der Begriff „verdienen“ hier gar nicht in Frage kommen. Er bereitet Sich meistens Sein Lob aus dem Munde der Unmündigen, auf daß sich keiner rühmen könne. Auch ist es nicht gesagt, daß der Ruf zum Ordensleben schon auf jeden Fall eine höhere persönliche Heiligkeit ermögliche, die nun den Nichtberufenen verschlossen wäre. Man sehe sich nur daraufhin die Schar der himmlischen Auserwählten an. So geht der göttliche Heiland gewiß nicht achtlos vorüber an dem ergreifend guten Willen dieser Menschenkinder. Er weiß, was Er aus ihrer Kraft und ihrer Bereitschaft gewinnen will. Aber in der Auswahl Seiner Mitarbeiter ist er frei.

Daraus folgt dann auch, daß es gleichermaßen falsch ist, wenn einerseits Ordensgenossenschaften sich abhängig glauben von der natürlichen Kraft und Ausbildung eines Nachwuchses und sich deshalb unnötige Sorge um einen solchen machen, und wenn andererseits junge Menschen glauben, den Orden mit ihrer persönlichen Kraft und deren Ausbildung nötig zu sein. Nicht das Bewußtsein eigener Tüchtigkeit, die Haltung des Gebenden oder Bringenden ist für den Eintritt in den Orden das Richtige, sondern die Haltung des Empfangenden und Gewinnenden, die Bereitschaft in Einfalt: „*Domine, Deus, in simplicitate cordis mei laetus obtuli universa*“ (1 Paral. 29). Es muß ferner eine Bereitschaft ohne Bedingung sein. „Laß die Toten ihre Toten begraben. Du aber folge Mir!“ (Luk. 9, 60). Wer Vorbehalte macht, Bedingungen stellt, irgend einen Belang seiner Lebenssphäre in

Sicherheit bringen will, der „ist nicht tauglich zum Reiche Gottes“ (Luk. 9, 62). „Sieh, Herr, wir haben alles verlassen und sind Dir nachgefolgt“, das ist die rechte Antwort auf den Ruf des Herrn.

Ein zweiter Irrtum, der jenen Ausführungen zugrunde liegt, ist der Glaube, das Ordensleben müsse bestehen können vor der Beurteilung durch unsere Vernunft. Nein, es gehört zum Wesen des Ordensstandes, daß er nichts weniger als „vernünftig“ ist, daß er partizipiert an der Torheit des Kreuzes, daß er „den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen und nur den Kleinen geoffenbart ist“ in seinem Werte. Das Ordensleben ist das Gebiet, wo jene heiligen Paradoxien Geltung haben, die Christus der Herr ausspricht mit den Worten: „Wer seine Seele verliert, der wird sie finden.“ Jene „törichten“ Geschichten vom Begießen dürrer Stöcke, vom verkehrten Einpflanzen der Kohlstrünke, von der Mönchsarbeit, die eine geflochtene Matte wieder auflöste, um von vorn anzufangen, sind eine köstliche Darstellung klösterlicher „Unvernunft“, die mehr echte Weisheit in sich birgt, als „aller Verstand der Verständigen“ sich träumen läßt. Es gibt ein Tun, das trotz völliger Zwecklosigkeit und Unwertigkeit für die diesseitige Welt höchste Werte in sich birgt und dessen reiche Frucht einst im Jenseits offenbar wird.

Mit dieser Anwendung des falschen Maßstabs der Vernünftigkeit hängt die Überschätzung der „Leistung“, der meßbaren, wägbaren Leistung zusammen. Man gibt den Ordensleuten den Rat, kostbare Kräfte nicht auf „zweckloses“ Ertragen usw. zu vergeuden, die zum Schaffen von Werten besser angewandt wären. Es kommt aber im Ordensleben nicht darauf an, daß alle Verwendung von Kraft greifbare Werte erzeuge.

So viel zur Grundeinstellung, von welcher die Kritik an den Orden getragen wird. Ich weiß, daß die Abhandlung keine Kritik am Wesentlichen des Ordenslebens bedeuten soll, man will nur die Auswüchse treffen — und trifft in gewissem Sinne doch das Wesen. Denn die gerügten Erscheinungen wachsen aus dem echt und recht gelebten Ordensleben heraus, sind wie Blüten am Baum desselben und müssen schon mit in den Kauf genommen werden. Der geistvolle Konvertit Kardinal Newman sagt einmal, er wisse sehr wohl, daß Dinge wie Weihwasser, Medaillen, Rosenkranz, Skapulier usw. nicht zum Wesen des Katholizismus gehörten, er wisse aber ebensogut, daß man kein guter Katholik sein könne, wenn man diese Dinge ablehne. So ähnlich ist es mit dem, was an der äußeren Form des Ordenslebens abgelehnt wird.

Soll ich noch ins einzelne gehen? Nicht um die Orden zu verteidigen oder die Anklage als gegenstandslos abzutun, sondern nur, um kurz aufzuzeigen, wie nur eine falsche Grundeinstellung in all diesen Dingen etwas Reformbedürftiges sehen kann.

Die Anklägerinnen betonen — mit Recht, da sie gerade als Studentinnen zur Klage antreten —, ihre akademische Bildung — und fast möchte ich sagen, daß sie gerade dadurch nicht den Erweis größerer Urteilsfähigkeit erbringen, sondern im Gegenteil eine Fehlerquelle verraten. Das, was heute die Universitäten bieten an Wissenschaft, und was sich dann, zur „akademischen Bildung“ verdichtet, den Werten eines Menschen zugesellt, ist von jeglicher Durchdringung mit dem Sauertheig übernatürlichen Denkens und Wertens vollkommen frei. Es ist vielmehr durchsäuert von einer geistigen Masse, die ihre Verwandtschaft mit dem Materialismus, dem Rationalismus, dem Individualismus nicht leugnen kann, und zwar so rettungslos und waschecht, daß wir Heutigen es kaum noch spüren. Hat nicht die moderne Überbetonung der Körperpflege ihre Quelle im Materialismus, der keine Seele kennt? *Mens sana in corpore sano* besagt aber nicht bloß und nicht hauptsächlich, daß ein gesunder Körper eine Vorbedingung für eine gesunde Seele sei; viel wahrer und viel wichtiger ist der Satz als Feststellung, daß eine gesunde Seele sich einen gesunden Leib schafft; sie ist ja die *forma* des Leibes, das Grundprinzip des menschlichen leibgeistigen Lebens. Es gibt eine „Diätetik der Seele“, die den Vorzug vor aller Gymnastik und sonstigen Körperpflege hat¹.

Auch das Überschätzen der *ratio*, das Anwenden der Maßstäbe bloßer Vernunft bei Sachverhalten lebendigen Lebens, die dazu noch einem der Vernunft nicht zugänglichen Lebensgebiet angehören, verrät ihren Ursprung aus der akademischen Bildung — ebenso die Überschätzung der „Wissenschaft“, der man sich verpflichtet glaubt und in deren Namen man Ansprüche an das Leben im Kloster stellt — während die Bereitschaft zum Ordensleben bedingungslose Hingabe ist. Und zudem wird die Wissenschaft dem Ziel und der Aufgabe des Gottesreiches gegenüber (dem die Orden wesentlich und gänzlich verpflichtet sind) bedeutungslos und darf nur eine dienende Rolle spielen, falls sie gebraucht wird. Der Heiland kann auch die Wissenschaft gebrauchen, wie alles Menschliche; neben den

¹ Vergl. Rudolf Allers, Vom Werden der sittlichen Persönlichkeit. Ferner: Dr. med. Hans Püller: Die Wiederentdeckung der Seele in der Medizin. *Schönere Zukunft*, VII. Jahrgang, Nr. 1 und 2.

von Wissenschaft gänzlich unbeschwerten Aposteln würdigt Er im heiligen Paulus auch die jüdische Schriftgelehrsamkeit des Dienstes an Seinem Reiche, und später beruft Er sogar auch die griechische Weltweisheit zu gleichem Dienste. Aber wer sich Ihm hingibt, kann sich nicht zugleich der Wissenschaft verpflichtet fühlen.

Die Orden sind der heute so hoch entwickelten Kultur oder besser Zivilisation gegenüber — rückständig. Ja, das sind sie. Sie teilen diese Rückständigkeit mit der katholischen Kirche, der man auch ständig diesen Vorwurf macht und machen wird; — aber man sollte als Katholik doch ein Verständnis dafür haben, daß diese bewußte vornehme Zurückhaltung den modernen Lebensformen gegenüber nicht das Zeichen von Schwäche oder Beschränktheit ist, sondern von Überlegenheit und Kraft. Wir Nonnen führen bewußt und mit geheimem Stolz auch veraltete und fast unsinnig gewordene Lebensgewohnheiten weiter, weil wir wissen, daß es nicht leere Formen sind, sondern daß sie eines Tages aus einem stark lebendigen Geist geboren, diesen Geist hüten und ihn uns vermitteln, wenn wir in Ehrfurcht und Einfalt diese Formen pflegen. Was wirklich „sinnlos“ ist, das wird von selber fallen, ohne Nachhilfe von außen. Wir wissen, die Geschichte zeigt uns zahlreiche traurige Beispiele, daß das Leben von Ordensleuten in äußere Formen und Gepflogenheiten hinabsinken kann, die nichts mehr vom wahren Geist des Ordens verraten, sondern der Lauheit diesem Geist gegenüber entspringen, der Unfähigkeit und dem mangelnden Willen, ihn rein darzustellen. Die Geschichte zeigt dann aber mit ebenso großer Deutlichkeit, daß an solchen Zuständen äußere Kritik, Mahnung, Strafe usw. nichts ändern kann — „wenn das Salz schal ist, womit soll es gesalzen werden?“ — Eine Reform kann nur von innen her, vom erstarkten Geist her als Erneuerung die Orden zur Darstellung ihres eigentlichen Sinnes zurückführen. Eine kraftvolle, lebendige Erfassung des Wesentlichen, eine einfältige Hingabe an den Sinn des Ordenslebens wird notwendigerweise in allen Gliedern, je nach ihrer Reife und ihrem Bemühen, eine edel geformte Menschlichkeit erzeugen.

Andere Ausstellungen: Die Ordensfrauen zeigen nicht genug Teilnahme für die Frauenbewegung, nicht genug Verständnis für Politik. Das ist richtig. Wir haben die Frauenbewegung nicht mitgemacht, weil wir alles in schönster Weise hatten, wonach unsere Schwestern in der Welt sich ausstreckten, was sie leider oft auf ganz falschen Wegen zu erringen suchten. Wir waren und sind nicht ohne herzliche Teilnahme, aber wir können uns

beglückwünschen, daß uns die Irrungen und Enttäuschungen erspart bleiben, die überlegene und erfahrene Frauen, an der Spitze der Bewegung stehend, jetzt in aller Deutlichkeit sehen und eingestehen². Und Politik? Wir glauben, daß es für unser auch von uns heißgeliebtes Vaterland viel zuträglicher ist, wenn nicht alle ihm zugewandte Kraft sich im Streit um politische Tagesfragen zersplittert, sondern in der Tiefe an der Gesundheit des Volkes wirkt und für das Wohl des Ganzen betet und Opfer bringt.

Am meisten befremdet in der Reihe der Ausstellungen das mangelnde Verständnis, mit dem unser Gebetsleben be- resp. verurteilt wird. Man sollte von der heutigen Studentin und der jungen Akademikerin, die dazu vielfach aus der Jugendbewegung herkommt und in der liturgischen Bewegung gestanden hat, mehr Verstehen für das offizielle, das Gemeinschaftsgebet erwarten. Allerdings hat man ja oft und oft erlebt, daß das Betonen und „schöpferische Umformen“ des Gemeinschaftsgedankens innerhalb der Jugendbewegung und die Begeisterung für die Liturgie von jungen Menschen mehr als ein sich selbst Dekorieren mit den neu entdeckten Werten der Gemeinschaft und der Liturgie gehandhabt wurde, denn als ein stilles, demütiges Einfügen, als ein Aufgehen in der überragenden Größe. So ist es doch nicht verwunderlich, wenn das vollere und tiefere Verständnis für die „Gliedschaft“ des Einzelmenschen auch in Bezug auf das Gebet nicht vorhanden ist. Wir Ordensfrauen betrachten es als eine ganz besondere Gunst und Ehre, daß wir die „langen mündlichen Gebete“ sprechen dürfen, entweder im Auftrag der heiligen Kirche als „Offizium“ — und das vielleicht sogar ohne die zum Verständnis des Gesprochenen führenden Sprachkenntnisse, sicher ohne die für das Verstehen noch viel wichtigeren exegetischen Kenntnisse —, oder aber als Glied des zu einer höheren Persönlichkeit in der Gemeinschaft zusammengeschlossenen Konventes. Unser privates Gebetsleben ist etwas ganz anderes, über dessen Wert und Intensität kann ja wohl niemand sich ein Urteil erlauben. Um einen Vergleich zu gebrauchen: beim privaten Beten schafft meine Seele Inhalt und Form des Gebetes, sie komponiert gleichsam ein Lied — mit mehr oder weniger künstlerischer Geschicklichkeit — und singt es dem lieben Gott entgegen. Beim offiziellen, gemeinsamen Gebet darf sie in einem vollen Orchester ein Instrument spielen nach vorgelegten Noten; sie spielt nur eine kleine Rolle und trägt doch zum Werden des Ganzen

² Vergleiche unter anderem: Dr. Maria Offenberg, *Zur Frage christlicher Frauenbildung in der Gegenwart*, In *Die christliche Frau*, 9. Heft, Sept. 1931, bes. Seite 261.

Wesentliches bei. Sie weiß, daß das großartige Kunstwerk, das durch ihre Mitwirkung aufgeführt wird, nur von dem ganz verstanden wird, der es geschaffen hat — vom heiligen Geist — und von dem, zu dessen Ehre es ertönt, von Gott. Alle Mitwirkenden reichen mit ihrem Verständnis nicht im Entferntesten an den Inhalt heran, aber sie wissen und wissen mit Freude und Stolz, mit völliger Bejahung des Inhalts, daß sie an einer unendlich großen Ehrung Gottes teilhaben, auch wenn sie nicht einmal der Sprache kundig sind, deren Worte ihnen auf die Lippen gelegt werden. An das grandiose Werk des offiziellen Gebetes kann das „gepflegteste“, tiefste und erhabenste private Gebet nicht heranreichen.

Dem gleichen Mißverstehen der Forderungen echter Gemeinschaft entspringt die schiefe Beurteilung jener Haltung der Orden, die den Verkehr mit Familie und Außenwelt regelt. Wenn es schon von einer auf der gleichen natürlich-menschlichen Ebene sich bildenden neuen Gemeinschaft — der zwischen Mann und Weib — heißt, daß sie den Menschen loslöst von dem Zusammenhang mit jener Gemeinschaft, aus der er stammt; wieviel mehr muß jene Seele „Vater und Mutter verlassen“, die durch ihre Aufnahme in die Lebensgemeinschaft mit Christus in einen vollkommen anderen, neuen Lebensraum hinaufgehoben ist und gänzlich neue Beziehungen erfährt, die ihr ganzes Leben beanspruchen. (Vater und Mutter verlassen ist nicht eine Angelegenheit der Aszese, ein Opferbringen zu eigener Vervollkommnung; dann wäre es ungerecht und lieblos, andere, und gar die Eltern, die am meisten Anspruch auf unsere Liebe und Rücksicht haben, darunter leiden zu lassen!) Wir Ordensleute sind durch und in Christus einer ganz neuen und übernatürlichen Familiengemeinschaft eingegliedert, der wir keine Kraft unseres seelischen Lebens entziehen dürfen durch Fortsetzung der Lebensgemeinschaft mit unserer natürlichen Familie. Und das ist der Grund für die Einschränkung und Kontrolle des mündlichen und schriftlichen Verkehrs. Gewiß, wir „verkehren mit der Welt“, aber es darf keine Gemeinschaft mit ihr sein, es darf kein Zusammengehörigkeitsgefühl dadurch zum Ausdruck kommen. Selbst beim Verkehr mit unseren Eltern sind wir zunächst und vor allem nicht ihr Kind, sondern ein Glied des Ordens, des Konventes. Und so ist die „Kontrolle“ des Briefwechsels nicht eine Schutzmaßnahme gegen Verflachung und Verweltlichung, sondern der Ausdruck dafür, daß auch diese Lebensäußerungen nicht meine private Angelegenheit sein können und nicht als vom Ganzen abgesondert behandelt werden dürfen. Auch in Bezug auf

unser Verhältnis zu Vater und Mutter ist uns die ebenfalls oft mißdeutete Behandlung, die der Heiland Seiner lieben Mutter während Seiner Amtszeit angedeihen läßt, das nachzuahmende Vorbild. Er „verleugnet“ sie vor dem Volke, d. h. Er will den natürlichen, leiblichen Zusammenhang mit ihr aus jeglicher Beachtung ausgeschaltet wissen, betont aber zu gleicher Zeit ihr höheres, übernatürliches Verhältnis zu ihm. „Selig der Leib, der dich getragen“, ruft ein Weib aus dem Volke. Der Herr: „Ja, selig, die Gottes Wort hören und es bewahren!“ Deshalb nennt er sie nicht Mutter, sondern Weib. Es sind höhere und gnadenvollere Beziehungen zwischen ihm und ihr, für welche die gewöhnlichen menschlichen Ausdrücke nicht ausreichen. So soll es auch mit uns sein. Unser Verhältnis zu den Eltern wird aus seiner natürlichen Sphäre hinauf gehoben in eine Höhe und Innigkeit, der wohl das unmittelbar irdisch Beglückende des Ausdrucks fehlen mag, die ihm aber reichere Fruchtbarkeit fürs ewige Leben sichert. Es ist wahr, daß die Opfer, die wir aus Liebe zu Gott Vater und Mutter zumuten, von uns härter empfunden werden, als die persönlichen eigenen, aber wir wissen, daß nicht bloß uns für diesen Verzicht das Hundertfältige wird, sondern auch unsern Eltern.

So glaube ich, wenn, wie am Schlusse des Artikels gesagt wird, den Orden eine große Verantwortung zufällt gegenüber „der Sehnsucht und dem Verständnis der Seelen unserer Zeit für wahre und letzte Werte“, eine Verantwortung gegenüber jenen katholischen Akademikerinnen, „die sich berufen fühlen um des Opfergedankens und des Dienstes am Nächsten willen zur Freihaltung der Liebe und aller Kräfte für Gott und Gottes Reich“ —, sie dieser Verantwortung nur gerecht werden, wenn sie so sind und so bleiben, wie sie sind; wenn sie unbekümmert um die Kritik an ihrer äußeren Form immer mehr ihren Geist pflegen und sich des letzten Sinnes all ihrer Lebensäußerungen bewußt werden, wenn sie immer mehr das sind, was sie sein sollen und können.